

Karl-Heinz Miederer

Steckbrief:

Karl-Heinz Miederer, geboren 1959, aufgewachsen in ländlicher Region in Franken. Wegen seiner progredienten Muskelatrophie ist er seit seinem 10. Lebensjahr auf einen Rollstuhl angewiesen. Mit 15 zog er in ein Internat und besuchte von dort aus das Gymnasium in Altdorf. Er studierte Psychologie in Erlangen und engagierte sich dort in der Studenteninitiative Behinderte (STIB). 1988 wurde er Mitbegründer, dann Vorstand des Erlanger Zentrums für selbstbestimmtes Leben Behinderter e.V. Er widmete sich dem Peer Counseling, Fragen der Assistenz und schließlich dem Zugang behinderter Menschen zum Arbeitsleben, was Ende der 90er Jahre in die Ausgründung der Access GmbH mündete: Mit Rückgriff auf das amerikanische Konzept der Unterstützten Beschäftigung (Supported Employment) ging Miederer in den Dialog mit Unternehmern und konnte Strukturen schaffen, die Menschen mit unterschiedlichen Behinderungen zu Arbeitsplätzen verholfen haben. Dabei betont er, dass beim sozial verantwortlichen Unternehmertum stets beide Seiten profitierten. Für sein vielfältiges Engagement in der Behindertenbewegung erhielt er das Bundesverdienstkreuz und die Bayerische Staatsmedaille für Soziale Verdienste.

Zitate:

Es war klar, dass man sich engagieren muss, wenn man die eigenen Rahmenbedingungen ändern möchte, wenn sich unsere Gesellschaft ändern soll, dass man mit Politikern, mit Menschen aus den Verwaltungen ins Gespräch kommen muss, dass man Gedanken formulieren, Forderungen vertreten und durchsetzen muss. Und plötzlich waren wir an einem Punkt, an dem uns klar geworden ist, wir können das nicht mehr ehrenamtlich und nebenbei tun. Wenn wir unsere Vorstellungen konsequent umsetzen wollen, müssen wir das eben hauptberuflich machen.

Wenn es den Zivildienst nicht gegeben hätte, hätten wir heute eine absolut andere Gesellschaft, davon bin ich überzeugt. Der Zivildienst bedeutete nicht nur billige Arbeitskräfte, sondern vor allem auch eine soziale Sensibilisierung von großen und später einflussreichen Teilen unserer Gesellschaft. Junge Menschen in einer entscheidenden Phase ihres Lebens, nämlich zwischen Schule und Universität oder Berufsausbildung, sind vom Zivildienst geprägt worden. Ich glaube, dass unser Land heute noch davon zehrt. Viele Menschen, die heute in entscheidenden Positionen sind, waren früher Zivildienstleistende.

Ich erfahre, dass ein Unternehmer von der Wirklichkeit, die behinderte Arbeitskräfte mitbringen, viel lernen kann. Nicht jedes Unternehmen ist dafür geeignet, behinderte Menschen zu beschäftigen, aber viele sind es. Ein Kern der Arbeit bei Access besteht darin, dass wir auf die Mitarbeiter-Basics, auf die Wurzeln der Zusammenarbeit aufmerksam machen, indem wir Menschen mit Behinderungen und Unternehmen zusammenbringen und am Ende Arbeitsplätze entstehen, von denen das

Unternehmen profitiert und der behinderte Arbeitnehmer, der sich durch seine Arbeit selbst ernähren kann.

Ich freue ich mich, Sie heute interviewen zu dürfen und würde Sie bitten, als erstes noch einmal Ihren Namen zu sagen, ihren Geburtsort und Ihr Alter, damit wir von Anfang an wissen, wer hier jetzt als Zeitzeuge spricht.

Ich heiße Karl-Heinz Miederer und am 27. August 1959 geboren, das heißt, ich bin heute 56 Jahre alt.

Biografisches

Sie leiden unter Muskelatrophie. Wie leben Sie mit dieser Krankheit oder wie haben Sie speziell auch in Ihrer Kindheit mit der Behinderung gelebt?

Ich habe mit elf Monaten Laufen gelernt. Ganz zu Beginn meines Lebens war ich also nicht eigentlich behindert, aber in der frühen Kindheit hat sich dann bereits etwas entwickelt: Mit zwei Jahren bin ich auffällig etwas langsamer gelaufen als andere Kinder. Ich habe dann mit meinen Eltern über mehrere Jahre verschiedene Ärzte und Krankenhäuser besucht, bis die Diagnose klar war. Ich habe Laufen gelernt und dann wieder verlernt. Als ich zehn Jahre alt war, war die Krankheit, die der Behinderung zugrunde liegt, so weit fortgeschritten, dass ich einen Rollstuhl brauchte. Ich habe eine progrediente Form einer Muskelerkrankung, die also nicht bleibt wie sie ist, sondern sich zeitlebens verändert. Ich wurde immer unbeweglicher. Mit fünfzehn habe ich dann meinen ersten Elektrorollstuhl bekommen, konnte aber im Gymnasium noch alles selber schreiben. Als ich dann zum Studium nach Erlangen ging, konnte ich anfangs noch sämtliche Mitschriften selber erstellen, aber zum Ende meines Studiums hin ging das immer weniger. Und als ich dann die Diplomprüfung hatte, bestand die Gott sei Dank aus vier mündlichen und nur einer schriftlichen Prüfung. Bei der schriftlichen durfte ich dann eine fachfremde Person mitnehmen, der ich alles diktieren habe.

Wer hat sie unterstützt und begleitet in dieser Zeit? Wer hat sie aufgebaut? Und wie hatten Sie Ihre Kindheit erlebt, mit Ärzten, Krankenhäusern, Untersuchungen, Diagnosen?

Unterstützung habe ich nicht wirklich gebraucht. Ich hatte keine sehr belastete Kindheit, trotz meiner Behinderung. Ich bin in einem ländlichen Umfeld aufgewachsen, in einer Dorfgemeinschaft, in der es sehr natürlich war, dass ich mit einer Behinderung da war. Ich gehörte selbstverständlich mit dazu. Dort bin ich zur Grundschule gegangen und einfach in meine Behinderung hineingewachsen. Es war immer Teil meines Wesens, dass die Kräfte weniger werden, dass die Dinge, die ich tun kann, immer weniger werden. Das haben mir meine Eltern relativ schonend beigebracht. Sie haben mir auf eine schlichte Art erzählt, wie sich mein körperlicher Zustand vermutlich verändern wird. Ich habe ja keine Querschnittslähmung. Ich bin nicht von heute auf morgen aus dem Leben gerissen worden, sondern die Werte, der Freundeskreis – das hat sich alles eigentlich sehr normal entwickelt. Da gab es keine großen Brüche. Wer in meinem Leben eine Rolle spielte, das waren natürlich meine engsten Angehörigen, und dann die gleichaltrigen Freunde. Aber mit 14 Jahren bin ich nach Altdorf gegangen, ins Wichernhaus, um dort eine Ausbildung zu machen als Bürokaufmann. Das Wichernhaus ist eine Einrichtung der Diakonie, die

Rummelsberger Anstalten sind der Träger. Das war das erste Mal, dass ich meine angestammte Umgebung verlassen habe. Dadurch hat sich schon einiges verändert. Es war auch eine sehr schöne Zeit. Nur das erste Jahr war nicht so einfach, weil die Loslösung vom Elternhaus für mich schon eine Herausforderung war, ich war ja sehr gern zu Hause. Ich bin aber immer in den Ferien und an den Wochenenden nach Hause gefahren. Damit hat dann ein ganz neuer Lebensabschnitt begonnen: Die Eltern waren weg und gleichaltrige oder ältere Menschen haben mein Lebensumfeld bestimmt. Das war sehr wichtig und sehr schön, auch im Nachhinein. Ich habe dort im Internat gelebt und war sehr selbstständig. Das war schon eine sehr prägende Zeit in meinem Leben. Die Ausbildung habe ich aber nach zwei, drei Monaten zugunsten meiner schulischen Laufbahn abgebrochen, denn vom Internat aus bin ich dann auf das Gymnasium gegangen. Das wäre zu Hause auf dem Dorf so nicht möglich gewesen. Meine Eltern waren ja Landwirte, und der Arbeitstag hatte im Sommer gut 16 bis 18 Stunden. Meine Eltern hatten also – ich habe noch zwei Geschwister – außer mit mir noch sehr viel zu tun. Das heißt, ich war schon immer sehr auf mich allein gestellt gewesen, was meine psychische Entwicklung angeht. In Altdorf gab es natürlich noch ganz andere Einflüsse: Denken, Philosophie, Religion, Reflektieren war dort angesagt, und natürlich auch Blödsinn machen, jung sein, alle Fehler machen, die man als junger Mensch machen darf oder vielleicht auch machen sollte. All die Dinge habe ich dann in den 8 Jahren, die ich im Wichernhaus war, gemacht und wahrscheinlich wenige Fehler ausgelassen. Aber eben auch viele Sachen gemacht, die dann für meine weitere Zukunft schon auch maßgeblich wurden und immer noch wesentlich sind.

Waren Sie bis zum Abitur im Internat? Wie ist in dieser Zeit Ihr Berufswunsch herangereift?

Das Internat gab den Rahmen ab für mein tägliches Leben. Das Gymnasium lag außerhalb des Wichernhauses, in Altdorf. Es war damals eine sehr große Schule mit über 1.300 Schülern, von denen nur wenige körperbehindert waren. Ich glaube, es waren höchstens 22 Schüler aus dem Internat, die von der fünften bis dreizehnten Klasse ins örtliche Gymnasium gingen. Das heißt, ich hatte eigentlich immer zwei Wirklichkeiten: das Internatsleben nach der Schule und das ganz normale örtliche Schulleben. Aus heutiger Sicht war das eigentlich eine inklusive Beschulung. Als ich dann gegen Ende der Schulzeit überlegte, was ich studieren soll, war das ein recht langwieriger Prozess. Ich habe ja Spaß an vielen Dingen, die mit Denken zu tun haben, und ich mag Kunst sehr gerne. Eine Zeit lang habe ich überlegt, ob ich Kunst studieren soll. Aber auch Naturwissenschaften faszinieren mich bis heute noch. Mathematik, Physik, das waren Fächer, an denen ich immer Spaß hatte. Auch Sprachen machen mir Spaß, Englisch, ich habe Latein gelernt. Architektur wäre etwas gewesen, das mir sehr entsprochen hätte. Das war damals aber aufgrund meiner Körperlichkeit nicht möglich, das war ja noch die Zeit vor dem Computer. Den Gedanken an ein Kunststudium habe ich erst fallen lassen, als ich einmal im Urlaub in Florenz vor den Uffizien die Kunststudenten beobachtet habe, die mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Präzision ihre Zeichnungen aufs Papier brachten. Da dachte ich mir: So gut bist du nicht – und habe ein Kunststudium verworfen. Das wäre sowieso im Laufe der Jahre sehr schwierig für mich geworden, wegen meiner Behinderung. Ich kann heute nicht mehr schreiben und es war absehbar, dass ich irgendwann einen Pinsel oder einen Stift nicht mehr würde halten können. Ich habe dann letztlich das studiert, was vielleicht die Schnittmenge von allem war: Psychologie. Damit konnte ich eigentlich alle Talente oder Interessen, die ich habe,

alle Dinge, die mir Spaß machen, vereinen. Psychologie hat etwas mit Kunst zu tun, nämlich mit Einfühlsamkeit, aber auch mit Sinn. Was mir weniger gefallen hat, war die Art und Weise, wie Psychologie an unseren Universitäten gelebt und gelehrt wird. Das ist teilweise sehr fachfremd, zu wissenschaftlich, zu wenig einfühlsam, zu wenig auf das praktische Leben bezogen. Ich war ein sehr kritischer Student.

Studieren als Rollstuhlfahrer

Wie war die Beziehung zu ihren Kommilitonen? Wie haben Sie sich das organisiert?

Dass ich damals, in den 80er Jahren, zum Studieren nach Erlangen gekommen bin, war schon einmal ein wichtiger Schritt. Ich wollte an einen Studienort ohne Internat oder andere Einrichtungen für behinderte Studenten. Ich wollte mir etwas Neues aufbauen, unabhängig leben, in einem ganz normalen Studentenappartement wohnen mit Assistenz. Auch deshalb habe ich mich gegen Heidelberg oder Marburg entschieden. In Erlangen war ich der erste schwer körperbehinderte Student in eigener Regie. Ich habe mit verschiedenen Trägern Gespräche geführt, mit dem Bayerischen Roten Kreuz, mit den Maltesern, den Johannitern, um dafür zu werben, Zivildienstleistende anzustellen. Das hat dann dazu geführt, dass das Rote Kreuz sich bereit erklärt hat, für mich Zivildienststellen einzurichten. Ich bin dann in ein Studentenwohnheim, in ein Apartment mit einer Wohnküche und zwei kleinen Zimmern gezogen. Das eine Zimmer war für mich, das andere für den Zivildienstleistenden. Nach einem Jahr sind wir in eine Wohngemeinschaft umgezogen, wo außer uns noch zwei andere Studenten gewohnt haben. Wenn ich zurückschaue, habe ich eigentlich immer sehr selbstständig gelebt. An der Universität kam ich damals noch mit relativ wenig Unterstützung aus. Mit dem Fahrdienst bin ich anfangs immer in die Stadt gefahren. Unsere WG war dann 800 Meter von der Uni entfernt. Diesen Weg habe ich immer allein zurückgelegt. In der Uni haben mir Studenten geholfen. Meinen Zivi habe ich dort gar nicht gebraucht. Erst gegen Ende des Studiums hat sich das etwas verändert, und noch mehr, nachdem ich nach dem Studium angefangen habe zu arbeiten.

Engagement in der Behindertenbewegung – für Barrierefreiheit

Wie fanden Sie zu Ihrem ersten politischen Engagement in der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung? Wurden da in der Studienzeit bereits Spuren gelegt?

Ja, natürlich. Ich habe nie Psychologie studiert, um Behinderung zu thematisieren. Ich habe Psychologie studiert, um als Therapeut das umzusetzen, was mir in meinem Studium am Wichtigsten war. Aber dann hat mich der Alltag überholt. Ich hatte dummerweise mit der Studenteninitiative Behinderte, der STIB, Kontakt aufgenommen und war dort ab und zu bei den Treffen. Daraus hat sich dann wie von selbst immer mehr ergeben: die Umwelt einfacher zu gestalten, die Mobilität zu verbessern, verschiedene Dinge zu ändern. Das wurde ein ganz natürlicher Teil meines Lebens, denn ich war ja schon immer ein politisch denkender Mensch gewesen. Es war klar, dass man sich engagieren muss, wenn man die eigenen Rahmenbedingungen ändern möchte, wenn sich unsere Gesellschaft ändern soll, dass man mit Politikern, mit Menschen aus den Verwaltungen ins Gespräch kommen

muss, dass man Gedanken formulieren, Forderungen vertreten und durchsetzen muss. Und plötzlich waren wir an einem Punkt, an dem uns klar wurde, dass wir das nicht mehr ehrenamtlich und nebenbei tun können. Wenn wir unsere Vorstellungen konsequent umsetzen wollen, müssen wir das eben hauptberuflich machen. So bin ich in eine Behindertenbewegung hineingewachsen, die selber erst im Entstehen war. Unsere Forderungen und Ideen wurden dann in der Satzung des ZSL Erlangen (Zentrum für selbstbestimmtes Leben Behinderter e.V.) zusammengefasst. Ein großes Thema war die Mobilität. Wir haben uns damals dafür eingesetzt, dass Busse so umgestaltet werden, dass man mit dem Rollstuhl hineinkonnte. Mit dieser Forderung waren wir in Erlangen der Ausgangspunkt für ganz Deutschland. Wir haben Gespräche geführt mit NEOPLAN, das ist ein Bushersteller. Als wir damit immer weitergekommen sind, mussten dann auch MAN und Mercedes reagieren, denn der Niederflerbus, den NEOPLAN mit uns entwickelt hatte, wurde immer stärker nachgefragt. Im Grunde war das nur ein Engagement von wenigen Monaten, die Bauweise eines Busses war relativ festgelegt.

Ein anderes großes Thema war die Assistenz. Der Zivildienst, der selbstbestimmtes Leben in der Gesellschaft überhaupt ermöglicht hat, den es aber heute aus politischer Dummheit und Unachtsamkeit leider nicht mehr gibt, hatte unser soziales Deutschland in einer Art und Weise vorangebracht, was, glaube ich, kaum jemand begriffen hat. Wenn es den Zivildienst nicht gegeben hätte, hätten wir heute eine absolut andere Gesellschaft, davon bin ich überzeugt. Der Zivildienst bedeutete nicht nur billige Arbeitskräfte, sondern vor allem auch eine soziale Sensibilisierung von großen und später einflussreichen Teilen unserer Gesellschaft. Junge Menschen in einer entscheidenden Phase ihres Lebens, nämlich zwischen Schule und Universität oder Berufsausbildung, sind vom Zivildienst geprägt worden. Ich glaube, dass unser Land heute noch davon zehrt. Viele Menschen, die heute in entscheidenden Positionen sind, waren früher Zivildienstleistende. Unterstützung durch Zivildienstleistende war damals praktisch der einzige und bezahlbare Weg, um selbstbestimmt leben zu können. Eine gewisse Ungerechtigkeit haben wir darin gesehen, dass der Zivildienst ausschließlich von Männern geleistet wurde.

Behinderte Frauen sollten nicht aufgrund finanzieller Erwägungen geschlechtsneutral sein müssen. Denn für mich als Mann war es selbstverständlich, dass ich männliche Zivildienstleistende hatte, was mir auch wichtig war. Ich hätte meine Selbstbestimmung nicht mit Assistentinnen aufbauen wollen, insbesondere wegen meiner Intimsphäre. Aber umgekehrt heißt das dann auch, dass Frauen das Recht haben sollten, ihr Leben mit Assistentinnen zu organisieren.

Wohnen und Wohnraum war noch ein Thema. Erlangen war und ist eine junge, lebendige Stadt, die von der Uni geprägt ist. Jeder vierte bis fünfte Einwohner ist Studierender. Es gibt viel Aufgeschlossenheit in Erlangen, hier sind Veränderungen möglich, auch in den politischen Gremien. Auf diesem Nährboden entstand das ZSL, das Zentrum für selbstbestimmtes Leben Behinderter. Man hat sich offen mit uns auseinandergesetzt. Barrierefreien Wohnraum gab es damals noch viel weniger als heute, vor allem war kein Bewusstsein dafür da. Heute ist es eine Selbstverständlichkeit, dass man Häuser nicht mit Eingangsstufen baut und Wohnungen nicht mit Handicaps, weil der Großteil unserer Bevölkerung im Alter irgendwann einmal schwerbehindert sein wird. Und viele Menschen haben heute begriffen, dass es wichtig ist, auch dann noch zu Hause wohnen zu können, wenn man körperlich gebrechlich wird. Barrierefreies Wohnen war damals also ein wichtiges Thema. Überhaupt hatte Behinderung früher ja einen ganz anderen Stellenwert als heute.

Sie waren Geschäftsführer des ZSL Erlangen, dem Sie seit 1988 engagiert waren. Wie haben sie sich in dieser Funktion weiterentwickelt? Was genau haben Sie da gemacht?

Ich war eine von sieben Personen, die das ZSL damals gegründet haben. Ich habe dann noch ein bisschen weiter studiert, aber nach dem Studium beim ZSL gearbeitet. Auch wenn ich in einer leitenden Funktion war – Geschäftsführer hatten wir nicht, wir haben das ZSL immer als etwas sehr Gemeinschaftliches begriffen. Ich habe nach dem Studium den Bereich Assistenz übernommen und hatte da Personalverantwortung. Ich habe mich um die Bedürfnisse und Wünsche von Menschen mit Behinderungen gekümmert, die Assistenz benötigten. Wir hatten es tatsächlich von Anfang an geschafft, dass auch Personal außerhalb des Zivildienstes finanziert wurde. Die beiden Welten zusammenzubringen, war nicht selbstverständlich, in einer solchen Verbindung liegt natürlich auch Konfliktpotenzial. Überhaupt galt es, Kommunikation zu betreiben, Vorurteile zu klären, Beratungsgespräche zu führen mit behinderten Menschen und deren Angehörigen, Dinge zu planen – all das liegt mir, glaube ich, schon. Aber dann hatten wir uns auch noch das Thema Arbeit vorgenommen. Selbstbestimmt leben, Peer Consulting betreiben, das war eine Rolle, die für mich wie geschaffen war. Aber beim Thema Zugang zum Arbeitsleben gab es noch ganz andere Dinge zu klären. Dort gibt es zwei maßgebliche Player: den Arbeitnehmer und den Arbeitgeber. Und diese beiden Welten zusammen zu bringen, ist noch einmal etwas Anderes.

Arbeitsvermittlung für Behinderte: die Access GmbH

Ist so auch die Ausgründung von Access GmbH entstanden?

Die Entwicklung des Themas Arbeit verlief nicht ganz so selbstverständlich und normal wie die des Themas Assistenz oder Beratung, sondern hat Umwege erfordert. Da war das Thema Peer Consulting. Wir haben sehr viele ideologische Diskussionen geführt. Kann ich als Körperbehinderter peer counseln für jemanden mit Lernschwierigkeiten, mit einer geistigen Behinderung? Die Hardliner im Verein damals waren der Meinung, dass jeder Angestellte des ZSL selber eine Schwerbehinderung haben muss. Das waren ein Denken, mit dem ich mich nie identifizieren konnte, weil ich der Überzeugung bin, dass ich nicht allein durch meine Schwerbehinderung eine Qualifikation für die Selbstbestimmt-Leben-Bewegung habe, sondern dass da sehr viel mehr dazu gehört. Persönlichkeit und Ausbildung spielen eine Rolle. Aber natürlich spielen auch meine Grenzen eine große Rolle, und diese Grenzen erfahre ich schon umfangreich durch meine Behinderung. Ich kann aber aus der Tatsache, dass ich mit Grenzen leben muss, nicht automatisch meine Professionalität ableiten, denn ich kann an Grenzen auch scheitern. Eine Behinderung muss nicht dazu führen, dass ich einen Weg finde, wie ich damit umgehen kann. Ich kann durch eine Behinderung auch verhärten, mich auf Positionen zurückziehen, die das Leben in unserer Welt sehr schwierig machen. Wir hatten immer diese Diskussion. Die Hardliner sagen: „Nur aufgrund deiner Behinderung bist du Peer, bist du Profi.“ Das funktioniert aber spätestens an der Schwelle zum Arbeitsleben nicht mehr. Trotzdem spielt meine Behinderung natürlich auch da eine große Rolle, weil Menschen auf einen Behinderten anders reagieren, mit ihm anders kommunizieren – da spielen viele unbewusste Faktoren mit rein. Mit Access hatten wir das Thema Arbeit vom ZSL weiterentwickelt. Am Anfang hatten wir eher körperbehinderte Menschen unterstützt, die brauchen eine andere Art von

Assistenz als Menschen mit Sinnesbehinderungen oder kognitiven Behinderungen oder mit psychischen Problemlagen. Dazwischen liegen Welten. Für die Körperbehinderten haben wir uns also um Arbeitsassistenten am Arbeitsplatz gekümmert. Wenn ich, zum Beispiel, an meinem Arbeitsplatz ankomme, dann brauche ich jemanden, der mir als erstes aus der Jacke hilft, der mir meinen Arbeitsplatz vorbereitet, mir den Computer einschaltet, mir die Tastatur richtig hinlegt, mir die Post vorlegt, der mir umblättert, der mich zu Veranstaltungen bringt. Das war der Beginn des Arbeitszentrums, wie wir es damals nannten. Aber mit unserem Anspruch, als ZSL für alles und alle zuständig zu sein, haben wir uns auch ein Stück weit überfordert. Denn Menschen mit einer geistigen Behinderung – wir sagen: Menschen mit Lernschwierigkeiten – brauchen einfach andere Unterstützung, andere Hilfen. Sie brauchen Menschen, die ihnen Dinge vormachen können, und zwar hauptsächlich körperlich-praktische Dinge: Wie wasche ich Gemüse? Wie bediene ich eine Maschine? Wie falte ich Kartons? Wie räume ich Regale ein? Da wäre ich als Körperbehinderter ein miserabler Peer. Ich kann so etwas nicht vormachen. Es hat dann 10 Jahre gedauert, bis wir ein Unternehmen ausgründet haben, das sich heute Access nennt, die Access GmbH. Mit „Access“ haben wir einen zentralen Begriff aus der Behindertenbewegung gewählt, nämlich „Zugang“. Gemeint ist hier der Zugang zum Arbeitsleben. Wir haben einfach für uns überlegt: Welche Dienstleistungen brauchen wir, damit wir als behinderte Menschen arbeiten können? Das Thema „Assistenz für Körperbehinderte“ haben wir an uns selbst, an den Personen, die im ZSL gearbeitet haben, durchexerziert. Da waren wir wirklich Peers. Beim Thema „Begleitung von Menschen mit Lernschwierigkeiten“, also denen, die damals und heute hauptsächlich in Werkstätten für Behinderte leben, braucht man andere Unterstützungsstrukturen. Wir haben dann im Lauf der Jahre ein entsprechendes Bild des Jobcoaches entwickelt und standen dabei auch immer im Austausch mit den Behindertenbewegungen in den USA, obwohl sich vieles bei uns auch parallel entwickelt hat. Als wir das ZSL gründeten, hatten wir Kontakt zu Adolf Ratzka in Kalifornien, zu Judy Newman und hatten Personen aus der Independent-Living-Bewegung zu Gast. Wir haben uns mit deren Gedanken und Erfahrungen auseinandergesetzt, obwohl wir einen etwas anderen Weg gegangen sind. Wir haben von dort viele Ideen übernommen, viel Motivation bekommen, weil wir gesehen haben: Ach, das geht ja doch, was wir uns vorstellen, das funktioniert dort bereits oder es funktioniert dort auf eine Art und Weise, die teilweise auf uns übertragbar ist. Beim Thema Arbeitsleben gab es in den USA ja schon dieses Supported Employment (Unterstützte Beschäftigung, besonders in Oregon).

Wie ist das im Einzelnen übernommen worden?

Das Supported Employment hat eine ganz wichtige Rolle gespielt, als wir uns mit unserem Arbeitsthema auch für Menschen mit Lernschwierigkeiten geöffnet haben. Wir haben gefragt: Was macht man denn in den USA? Beim Supported Employment bildet der behinderte Mensch zusammen mit seinem Assistenten eine Einheit, die die geforderte Leistung bringt. Das war eine Idee, die uns in der Praxis spürbar weiter gebracht hat. Sie hat zum einen den persönlichen Wunsch nach einem Arbeitsassistenten legitimiert, zum anderen hat sie uns überzeugende Argumente geliefert für das, was wir heute betreiben. Das Denken in Strukturen ist für mich sehr wichtig. Wir nehmen zu wenig wahr, wie unser gesellschaftlicher Rahmen gesteckt ist. Man muss nur zum Beispiel die Kulturen zwischen Deutschland-Ost und Deutschland-West vor mittlerweile rund 30 Jahren miteinander vergleichen. Menschen, die einigermaßen vergleichbare Voraussetzungen hatten, haben in zwei

getrennten Welten gelebt. Der Grund dafür waren nicht die Menschen, nicht ihr Verhalten, sondern ihre gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die Strukturen, in denen sie lebten, ohne sie wahrzunehmen. Dieses Denken in Strukturen ist etwas, das mir sowohl bei der Gründung des ZSL als auch bei der Gründung von Access sehr wichtig war. Wenn wir Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung ermöglichen wollen, dann genügt es nicht, bei einem bestimmten Arbeitgeber einen Arbeitsplatz zu schaffen, sondern man muss einen Schritt weitergehen: Man muss die Strukturen betrachten, in denen Arbeit möglich ist, und dann sehen, welche Unterstützungsmechanismen notwendig sind. Dann findet man andere Antworten, als wenn man nur eine konkrete Situation vor Augen hat, auf die man reagiert. Nur wegen günstiger Rahmenbedingungen kann ich als Schwerbehinderter heute arbeiten.

Im Dialog mit Arbeitgebern

Ist diese Fähigkeit, Strukturen zu erkennen, demnach die Voraussetzung, um behinderten Menschen die Teilhabe am Arbeitsleben zu vermitteln und sie dort zu betreuen?

Da spielen verschiedene Komponenten eine Rolle. Damit jemand mit einer Behinderung arbeiten kann, braucht man einen Arbeitgeber, der aufgeschlossen ist, der sich darauf einlassen will, einen solchen Mitarbeiter zu beschäftigen. Der entscheidende Punkt ist noch nicht einmal die Behinderung oder Nichtbehinderung, sondern dass ein Unternehmer wach ist gegenüber seinem Unternehmen, gegenüber den Menschen, die bei ihm arbeiten. Solche Menschen sind dann auch wach gegenüber den besonderen Bedürfnissen von behinderten Beschäftigten oder den Vorkehrungen, die sie bei der Beschäftigung von Behinderten treffen müssen. Entscheidend ist also die Aufgeschlossenheit der Arbeitgeber.

Wie machen Sie einen Arbeitgeber aufgeschlossen oder wie finden Sie einen aufgeschlossenen Arbeitgeber?

Da gibt es verschiedene Zugangsmöglichkeiten. Wir haben inzwischen ein Netzwerk etabliert, in dem wir Menschen auf sehr vielfältige Art und Weise erreichen können. Wenn es darum geht, jemanden mit einer Behinderung zu beschäftigen, stellen wir uns fraglichen Unternehmen zunächst vor und erläutern ihnen unsere Dienstleistungen. Wir können Unternehmen dabei unterstützen, Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderungen zu ermöglichen. Bei der Beschäftigung behinderter Menschen spielt oft das Thema Corporate Social Responsibility eine Rolle, also Unternehmer, die verantwortungsvoll in unserer Gesellschaft agieren. Natürlich sind sie in erster Linie auf Gewinn ausgerichtet, ohne das geht es einfach nicht. Aber ein Unternehmen, das wächst, das sich am Markt behauptet, kommt irgendwann an den Punkt, von dem es noch einen Schritt weiterdenken kann. Es geht dann etwa um die Sinnhaftigkeit eines Unternehmens, von Unternehmertum überhaupt. Das ist ein Punkt, an dem die Beschäftigung behinderter Menschen sehr reizvoll, interessant und auch sehr befriedigend sein kann. Ich gehe davon aus, dass auch Unternehmen organische Gebilde sind. Auch Unternehmen haben einen Lebenszyklus: sie werden geboren, also gegründet, wachsen, aber sie bestehen nicht unendlich fort. Mir fällt kaum ein Unternehmen ein, das es schon seit vielen Jahrhunderten oder Jahrtausenden gibt. Wenn ich als Unternehmer diesen Unternehmenszyklus bedenke, dann kann ich mich fragen: „Was habe ich denn in meinem Arbeitsleben

geleistet? Was macht unsere Gesellschaft aus und welche Rolle spielen Unternehmen dabei?“ Denn jedes Unternehmen hat auch soziale Komponenten, selbst solche, die scheinbar nur der Produktion dienen. Deshalb glaube ich, dass die Beschäftigung behinderter Menschen etwas sehr Essenzielles ist: Das Unternehmen wird vor Herausforderungen gestellt, die ihm bewusstmachen, dass die Nutzung der menschlichen Arbeitskraft etwas Zentrales ist, ein Unternehmen aber da schnell an seine Grenzen kommt. Der gewohnte Leistungsalltag mit seinem Schneller-Höher-Weiter wird plötzlich anders wahrgenommen, plötzlich werden die Menschen wahrgenommen. Kein Unternehmen ist unabhängig von seinen Mitarbeitern, egal, in welcher Position sie sind. Die Beschäftigung behinderter Menschen macht dem Unternehmer bewusst, was im Leistungsalltag sonst hinten runterfällt, nämlich Wertschätzung, Respekt, ausreichend Zeit, einen Blick füreinander, und dass ein rauer Umgangston keine Selbstverständlichkeit sein darf. Ich erfahre, dass ein Unternehmer von der Wirklichkeit, die behinderte Arbeitskräfte mitbringen, viel lernen kann. Nicht jedes Unternehmen ist dafür geeignet, behinderte Menschen zu beschäftigen, aber viele sind es. Ein Kern der Arbeit bei Access besteht darin, dass wir auf die Mitarbeiter-Basics, auf die Wurzeln der Zusammenarbeit aufmerksam machen, indem wir Menschen mit Behinderungen und Unternehmen zusammenbringen und am Ende Arbeitsplätze entstehen, von denen das Unternehmen profitiert und der behinderte Arbeitnehmer, der sich durch seine Arbeit selbst ernähren kann. Aber die Strukturen dahinter liegen viel tiefer. Wenn Dinge nicht gelingen, dann vordergründig oft, weil Menschen nicht miteinander klarkommen. Hintergründig liegt es aber daran, dass Wertvorstellungen nicht übereinstimmen, dass Bedürfnisse in der Wirklichkeit nicht befriedigt werden können oder wollen.

Erfolgsaussichten von behinderten Beschäftigten

Gibt es ein Beispiel dafür, wie durch Access diese Wertschätzung oder spezielle Qualität im Vermittlungsprozess zwischen behindertem Arbeitnehmer oder behinderter Arbeitnehmerin und einem Unternehmen ermöglicht wird?

Wenn wir einen Unternehmer dafür gewonnen haben, dass er sich für die Beschäftigung eines unserer Kunden öffnet, dann vereinbaren wir zunächst ein mehrmonatiges Praktikum und begleiten den behinderten Mitarbeiter in der Firma. Dadurch erfährt man viel über die betriebliche Wirklichkeit. Ein Beispiel: Jemand mit einer Lernbehinderung kann zwar bestimmte körperliche Aufgaben erledigen, aber es fällt ihm schwer, die Handlungsabläufe der Reihe nach zu bewältigen. Wenn jemand dann in einem Cafébetrieb oder einer Bäckerei arbeitet, gibt es dort einfache, immer wiederkehrende Tätigkeiten: Tisch abwischen, Salat waschen, Brötchen belegen und auslegen usw. Zu solchen Aufgaben sind viele unserer Kunden mit Lernschwierigkeiten körperlich sehr wohl in der Lage, auch kognitiv, aber sie können die einzelnen Arbeitsschritte nicht in der notwendigen Geschwindigkeit und Routine hintereinander weg erledigen. Doch zu Beginn eines Praktikums kann man diese Dinge üben. Man kann darauf achten, die richtige Reihenfolge einzuhalten und die Geschwindigkeit zu steigern. Und nach einigen Wochen oder wenigen Monaten weiß der Mensch mit Behinderung, ob das eine Tätigkeit ist, die er a) machen kann und b) machen will. Auf der anderen Seite sieht der Arbeitgeber, was die Person leisten kann und was nicht, ob das anders gehen muss oder ob er darauf Rücksicht nehmen kann. Wenn sich der Arbeitgeber damit arrangieren kann, kann das es sein, dass ein dauerhafter Arbeitsplatz entsteht. So etwas ist uns sehr häufig gelungen. So

funktioniert Access. Durch ein Praktikum bauen wir Normalität auf. Der Behinderte lernt die Wirklichkeit kennen, so wie sie sich darstellt, er lernt, dass man Dinge lernen kann, dass sich Dinge verändern, dass es ein Prozess ist zu arbeiten. Und nach einer bestimmten Zeit ist es an der Stelle zu schauen: Funktioniert das oder funktioniert das nicht? Es funktioniert nicht immer, aus unterschiedlichsten Gründen. Vielleicht, weil der Betrieb andere Dinge erwartet oder fordert, als sie geleistet werden können, oder weil die Arbeitskraft merkt, dass das nicht das betriebliche Umfeld ist, in dem sie leben will, oder sie ist überfordert. Es ist immer schwer, mit den eigenen Grenzen umzugehen und Grenzen zu akzeptieren. Dann geht es vor allem darum, andere Lösungen zu suchen.

Sie sind für diese Ausgründung der Access GmbH, aber auch für Ihre Arbeit im ZSL mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt worden, auch mit der bayerischen Sozialmedaille (Bayerische Staatsmedaille für soziale Verdienste, Anm.d.Red.). Was hat das in Ihnen ausgelöst? Wie haben Sie die Ehrung empfunden?

Da bin ich zu sehr Franke, in Franken sagt man: „Nicht geschimpft ist gelobt genug.“ Auszeichnungen sind etwas Schönes, aber sie sind für mich nichts Essenzielles. Mir geht es darum, dass ich die Dinge tue, die ich für wichtig und für gewinnbringend halte, und zwar in geistlicher, spiritueller, aber auch in ganz alltäglicher oder vielleicht in materieller Hinsicht.

Vom Sinn sozialen Engagements

Wer ist Karl-Heinz Miederer ganz privat?

Karl-Heinz Miederer ganz privat ist jemand, dem Sinn etwas Wichtiges ist: Zeit zu nutzen, wach zu sein, mit allen Sinnen zu leben, das ist etwas, was ich mir für mich wünsche. Ich glaube, deshalb bin ich auf dieser Erde, auch, damit ich Rücksicht nehme auf die Welt, auf die Menschen um mich herum.

Was gibt Ihnen heute Sinn?

Was mir heute Sinn gibt, ist, zu erkennen, dass die Welt, in der wir leben, besser werden kann und dass die Strukturen, in denen wir leben, veränderbar sind, dass es Gedanken in der Geschichte der Menschheit gibt, die nach wie vor aktuell sind und für die es sich lohnt zu leben.

Wie entspannen Sie sich? Ein Unternehmer, ein Sozialunternehmer, arbeitet ja normalerweise viele Stunden?

Kraft gibt mir das Tätigsein. Es fordert Kraft, aber es gibt auch Kraft. Ich kann mich durch Aktivität auch entspannen. Sinn ist eine Kraftquelle, und Spiritualität. Ich bin ein gläubiger Mensch. Ich glaube, dass das Leben, das wir führen, sinnhaft ist. Womit ich meine Zeit erfülle, das gibt mir Kraft. Ich kann mich auch im Gebet entspannen oder dadurch, dass ich einfach nur meinen Atem beobachte. Ich kann mich entspannen, indem ich mich von Druck befreie, indem ich mich nicht so wichtig nehme, indem ich einfach das relativiere, was um mich herum und in mir passiert. Ich kann mich entspannen, in dem ich Dinge einfach geschehen lasse, indem ich mich von Aktivität auch freimache und Ruhe zulasse. Ich kann mich sehr entspannen im Schlaf. Ich habe das Geschenk, dass ich die Augen zumachen und innerhalb von Sekunden

einschlafen kann, auch tagsüber für ein paar Minuten. Und ich kann meine Zeit mit angenehmen Menschen verbringen. Was mir immer wieder Kraft gibt ist Humor: Dinge auf die leichte Schulter nehmen. Ich kann mich beim Lachen sehr erholen.

Soziales Unternehmertum – eine Win-win-Situation

Was braucht der Sozialunternehmer Miederer heute?

Ich bin an einer Stelle im Arbeitsleben, wo ich mir Gedanken darüber mache, wie es weiter geht. Ich werde das Unternehmen in absehbarer Zeit verlassen, ich werde 57 in diesem Jahr. Und jetzt steht die Frage an: Wie kann eine Unternehmensnachfolge gestaltet werden? Bei Access, beim ZSL, im Kirchenvorstand, bei den Ehrenämtern, die ich heute einnehme, werde ich in 5, 10, vielleicht auch 15 Jahren meinen Platz dort nicht mehr ausfüllen. Dann werde ich mein Privatleben leben, worauf ich mich freue. Aber ich wünsche den Unternehmen, bei denen ich heute tätig bin, dass sie mögliche Lücken gar nicht erst entstehen lassen. Und den Menschen, die dann beispielsweise bei Access meinen Job machen werden, wünsche ich die Weite des Herzens – einen inneren Raum, der Gegensätze zulässt und Ausgleich schafft. Ich wünsche mir jemanden, der dort Verantwortung übernimmt und ein Gefühl für die Mitarbeiter hat. Es ist wichtig, offen zu sein für neue Ideen, einen flexiblen Geist zu pflegen, Wagnisse einzugehen, Dinge in verschiedensten Perspektiven zu denken, bevor man sie umsetzt – nicht an Ideen krampfhaft festzuhalten, aber sie doch mit Nachdruck zu verfolgen, vor Barrieren nicht aufzugeben, sondern an ihnen auch zu wachsen. Das betrifft ja auch die Behindertenbewegung insgesamt: mit Barrieren lösungsorientiert umgehen. Einfach dranzubleiben ist wichtig, nicht zu verhärten.

Könnte das auch das Motto gewesen sein für die jungen wilden neuen Sozialunternehmer? Ein paar dieser Aspekte tauchen ja bei ihnen auf.

Ja, so kann man das sehen. Damit Dinge gelingen, braucht es einen langen Atem. Aber man braucht auch immer die Frische der Veränderungen. Es braucht auch immer die Kraft, anderes zuzulassen als das, was sich gerade in meinem Kopf bewegt. Und es gehört auch ein Stück Demut dazu, sich nicht so wichtig zu nehmen, auch wenn Dinge gelingen. Es gehört einfach dazu, mit dem Leben im Fluss zu bleiben. Und dazu gehört eben auch die Anerkennung von Veränderung und die Anerkennung der Begrenztheit des eigenen Seins, der körperlichen und der psychischen Begrenztheit.

Die Vorbehalte der Unternehmer erwachsen hauptsächlich daraus, dass sie im Kopf bestimmte Vorstellungen haben, die der Realität nicht entsprechen: zum Beispiel, dass behinderte Menschen im Unternehmen bestimmte Dinge aus behinderungsbedingten Gründen nicht tun könnten, oder dass man behinderten Beschäftigten nicht mehr kündigen könne, oder dass die Arbeitsleistung nicht stimmen würde oder die Krankheitszeiten zu groß seien. Solche Vorbehalte lassen sich in der Praxis aber sehr schnell ausräumen. Denn sobald ein behinderter Mensch in einem Unternehmen arbeitet, wird klar, dass er wirklich kann, was er tut oder bereit ist, es zu lernen. Worauf es ankommt, ist, dass man sich aufeinander einlässt. Weil man dann im Arbeitsalltag genau die Dinge tut, die möglich sind und die Dinge bespricht, die nicht möglich sind. Wenn wir heute, im Jahr 2016, Arbeitsplätze für Behinderte einrichten, kann Access auf ein Netzwerk zurückgreifen, in dem Unternehmer sehr stark eingebunden sind. Wir haben heute die Möglichkeit, einen Abend zu gestalten, zu dem ein Unternehmer einlädt, der weiß, was es heißt,

Menschen mit Behinderung in seinem Unternehmen zu beschäftigen. Kürzlich hat bspw. der Wirtschaftsreferent der Stadt Erlangen zu einem Arbeitgeberessen eingeladen, bei dem er sich mit 15 Unternehmern Gedanken darüber machte, wie der Alltag in einer Bank, in einem IT-Unternehmen, in einem Dienstleistungsunternehmen aussieht und wo es dort einfache Tätigkeiten gibt, die auch Menschen mit Lernschwierigkeiten bewältigen können. Auf eine solche Weise kann man sich mit dem Thema Beschäftigung behinderter Menschen auseinandersetzen und das Feld bereiten. So kann man die Ideologie der Inklusion mit Leben füllen.

Und wie sieht es auf der Arbeitnehmerseite mit Vorbehalten und Erwartungen gegenüber diesen Beschäftigungsverhältnissen aus?

Arbeitnehmer mit Behinderungen haben oft nicht das wünschenswerte Selbstvertrauen, dass sie einem Unternehmen tatsächlich nützlich sein könnten. Access begleitet auch eine stattliche Anzahl von Menschen, die Arbeitslosengeld II (Hartz IV) beziehen, Menschen mit Behinderungen, die seit vielen Jahren nicht mehr in Arbeit waren oder noch nie wirklich im Arbeitsleben angekommen sind. Diese Menschen müssen erst einmal wieder Selbstvertrauen entwickeln. Das muss bei Access schon im Vorfeld passieren: Wertschätzung vermitteln, sich Zeit nehmen für die Kunden, mit ihnen reflektieren, was sie belastet, wo für sie die Probleme liegen. Das heißt vor allem auch, sie in den Alltag, die Normalität zu bringen und dann, Arbeitsverhältnisse anzubahnen, die unsere Kunden nicht überfordern, aber fordern.

Soziale Strukturen schaffen – durch Zivis und Assistenten

Hier kommen auch nochmal die Strukturen ins Spiel.

Strukturen sind für unser Leben essenziell. Wir sind nicht so toll, weil wir so toll sind, sondern wir haben das Glück, dass wir nicht 1253 leben, sondern 2016. Und es sind nicht die Hände, die uns zu dem machen, was wir sind oder die Hightech, die wir nutzen oder die schicken Klamotten oder was auch immer, sondern es sind einfach die Bahnen, in denen wir unseren Alltag gestalten.

Wir leben nicht nur in Strukturen, wir schaffen auch Strukturen.

Genau. Strukturen, die uns Raum geben oder einengen. Wenn mir Menschen sagen: „Du darfst das nicht und du darfst jenes nicht“, dann werde ich sehr viel schneller ein Defizitmodell meiner Wirklichkeit aufbauen und dieses Modell leben, als wenn ich gefördert werde und sehe, dass ich trotz meiner Behinderung doch viele Dinge tun kann. Wenn ich auf Schritt und Tritt Hilfe brauche von meinem Assistenten, wenn ich mich nicht bewegen kann, dann kann mich das unendlich einschränken. Auf der anderen Seite ist mein Assistent ja da, wir leben in der gleichen Welt und vieles gelingt einfach selbstverständlich. So können wir den Raum, den wir haben, weiten.

Sie haben die Rolle der Zivildienstleistenden hervorgehoben: Wie hat sich das Verhältnis zwischen Ihnen und den Zivildienstleistenden gestaltet, vor allem in der Phase, die für Sie sehr intensiv gewesen ist und immer noch ist?

Das reichte vom Scheitern bis zu Freundschaften, die heute noch bestehen. Ich selbst konnte durchaus mit verschiedensten, unterschiedlichsten Menschen eng

zusammen sein. Von der Intimpflege bis zum Miteinander kochen oder Miteinander auf Feten gehen, haben wir in dieser Zeit einfach alles miteinander geteilt, tageweise. Der Zivi hatte einen Tag Dienst, dann zwei Tage frei. Wir haben da verschiedene Modelle durchexerziert bis dahin, dass ein Zivi eine Woche Dienst hatte und eine Woche frei. Das würde ich heute anders machen. Denn irgendwann ist die Luft raus. Ich habe das normale tägliche Leben kennengelernt. Und ich denke, die Jungs, die bei mir gearbeitet haben, haben immer Rücksichtnahme gelernt, auch wenn wir uns aneinander gerieben haben. Ich kann stur sein. Wenn ich etwas für absolut wichtig halte, dann weiche ich manchmal kaum zurück. Ich bin zum Beispiel jemand, der auf Sauberkeit unheimlichen Wert legt. Ich koche gern mit meinen Assistenten, aber ich brauche eine saubere Küche. Das braucht nicht jeder. Ich muss dann einfach akzeptieren, dass andere eben auf andere Dinge großen Wert legen, dass sie andere Dinge „richtig“ machen und ein wertvoller Mensch sind. So etwas lernt man im Zivildienst auf beiden Seiten. Das Leben besteht eben vor allem aus Lernen, und der Zivildienst hatte dafür wunderbare Rahmenbedingungen geschaffen. Ich hatte Zivis, die sind heute Vorstandsvorsitzende von großen Unternehmen oder sie sind Rechtsanwältinnen, die ohne Zivildienst nie mit meiner Welt in Berührung gekommen wären. Ihre Weltsicht hat durch die soziale Perspektive gewonnen. Dass es den Zivildienst nicht mehr gibt, ist eines der großen Versäumnisse unserer Regierungen. Unter der SPD-Regierung Schröder wurde der Zivildienst abgeschafft, weil der Wehrdienst abgeschafft worden war – anstatt den entscheidenden Schritt zu gehen und Frauen miteinzubeziehen, in einer alternativen und nachgehenden Form zum Zivildienst. Ich finde, es ist für eine Gesellschaft heilsam und vielleicht sogar überlebensnotwendig, wenn Menschen eine Zeit lang – ein halbes Jahr oder bis zu zwei Jahre – für die Gesellschaft verpflichtend tätig sind, in der sie leben.

Das Interview führte Andreas Brüning.